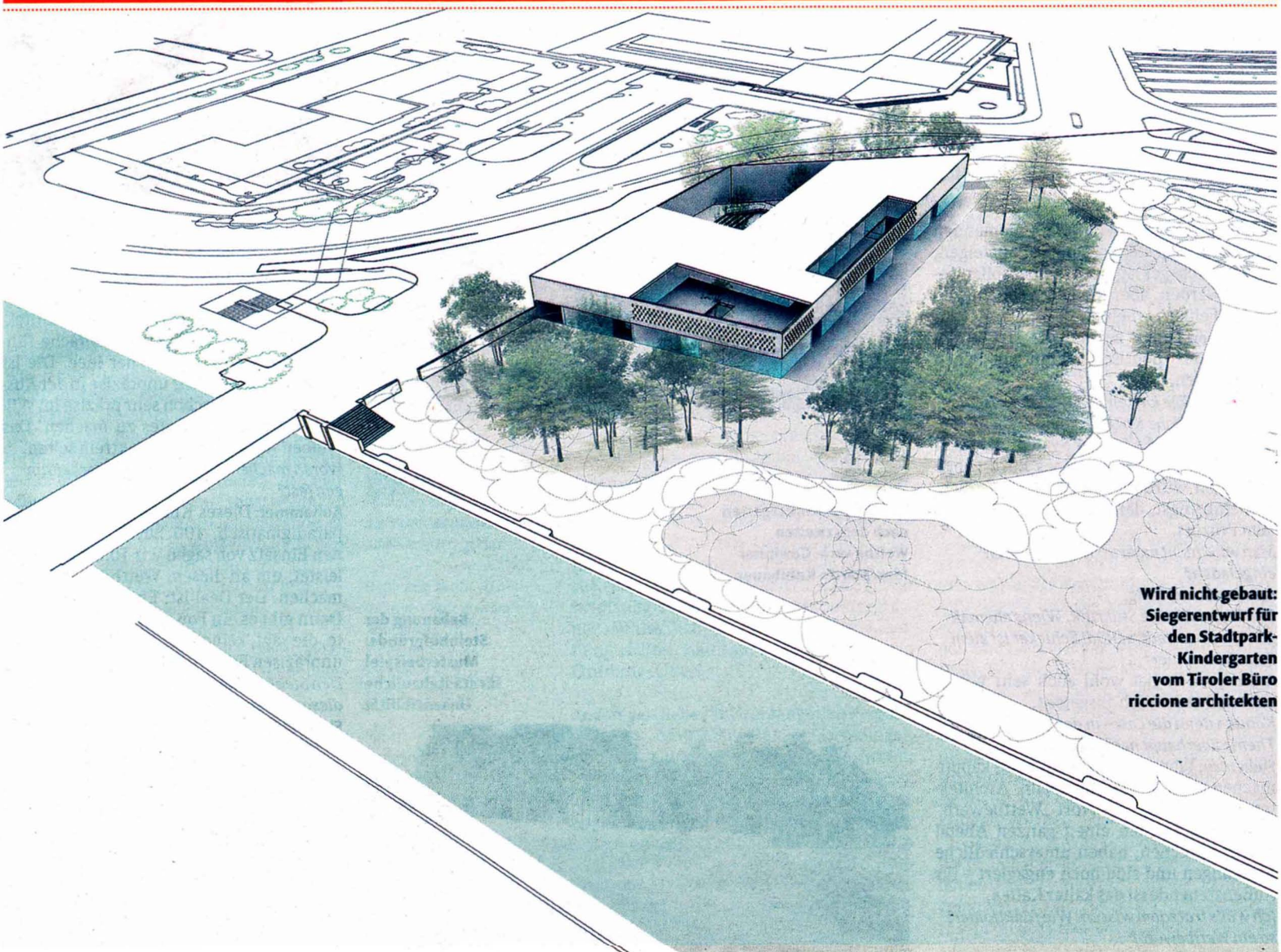


Wird nicht gebaut: Siegerentwurf für den Stadtpark-Kindergarten vom Tiroler Büro riccione architekten

Leider nein!

Wettbewerbsgewinner dürfen ihren Kindergarten nicht bauen. Ein Preis brandmarkt solche Planlosigkeiten

INTERVIEW:
CHRISTOPHER WURMDOBLER

Da beteiligen sich 100 Architekturbüros an einem Wettbewerb für den Neubau des Kindergartens im Wiener Stadtpark. Und die Jury entscheidet: Es gibt keinen ersten Platz. Statt dem Zweitplatzierten den Auftrag zu erteilen, lädt die Stadt zu einem weiteren Wettbewerb zehn Architekten ein – das Siegerprojekt wird realisiert. Offenbar keine untypische Situation und nur eine von fast 50 öffentlichen Planlosigkeiten, die beim heuer erstmals vergebenen Preis „Planlos 2011" eingereicht wurden.

Anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens hat sich die IG Architektur den Award ausgedacht, der diese Woche vergeben wird. Eine Jury, bestehend aus Architekten und Nicht-Architekten (darunter auch *Falter*-Redakteur Florian Klenk und Zeichner Tex Rubinowitz), hat drei Finalisten ermittelt. Neben dem Kindergartenprojekt – nominiert ist für den Wettbewerbsauslober MA 19 Franz Kobermaier – ist für das bislang nicht realisierte Asylzentrum in Eberau die damalige Innenministerin Maria Fekter im Finale.

Als dritte Nominierte für die planloseste Entscheidung wurden Wiens Ex-Planungsstadtrat Rudi Schicker und Noch-Finanzstadträtin Renate Brauner gewählt. Das dazugehörende Projekt, die Bebauung der Steinhofgründe, hat der Wiener Bürgermeister zwar eben erst auf Druck von Bürgerinitiativen und Boulevardmedien auf Eis gelegt. An der Planlosigkeit an sich ändert das aber nichts.

Im Café Markusplatz sitzen sehr vergnügt Michael Anhammer, Architekt und Vorstand der IG Architektur, und Matthias Finkentey, Projektleiter der jungen Architekten-Vereinigung. Der ist kein Architekt, sondern Musiker, was die Vielfalt zeigt, mit der die IG Themen öffentlich macht. Zum Beispiel die planloseste Entscheidung in der österreichischen Baukultur.

Falter: *Wird Architektur jetzt lustig oder ist der Planlos-Preis Ausdruck von Bitterkeit?*
Michael Anhammer: Ich hatte auf der Uni Assistenten, die unheimlich verbittert waren, weil sie den Durchbruch nicht geschafft haben. Wir wollen nicht verbittert sein. Dinge, die zu bemängeln sind, kann man besser mit einem Augenzwinkern rüberbringen. Der Preis ist eine lustvolle Empörung.
Es gibt also Grund zur Empörung?
Anhammer: Schon. Nicht nur für die Architekten, sondern auch für uns als Bürger. Manche Prozesse sehen wir als Architekten vielleicht klarer.
Worum geht es bei diesem Preis?

Fortsetzung nächste Seite

ABBILDUNG: RICCIONE ARCHITEKTEN

Matthias Finkentey (l.) und Michael Anhammer von der IG Architektur: Das feudale System in einen modernen Prozess transferieren

Fortsetzung von Seite 35

Matthias Finkentey: Wir wollen niemanden an den Pranger stellen, sondern aufzeigen, wo was nicht geklappt hat. Fehler sollen benannt werden, aber die Leute sollen auch an den Fehlern arbeiten.

Anhammer: Dinge zeigen, die strukturell seitens der politisch Verantwortlichen falsch laufen.

Die Vorschläge kamen anonymisiert. Ist diese Art öffentliche Kritik riskant?

Anhammer: Ja. Es ist ein System des Kennens. Wenn du als einzelnes Büro Dinge benennen würdest und deine Persönlichkeit einbringst, dann bist du draußen aus dem Prozess.

Man wird nicht mehr zu Wettbewerben eingeladen?

Anhammer: Richtig.

Der Preis ist keine Stilkritik. Wiens ehemaliger Planungsstadtrat Rudi Schicker ist ziemlich oft nominiert ...

Anhammer: Er hat wohl auch sehr polarisiert und ordentlich ausgeteilt.

Können denn die Laien in der Jury das Thema überhaupt nachvollziehen?

Finkentey: Wenn man einen Abend kaputtmachen möchte, lädt man zehn Architekten ein und lässt das Wort „Wettbewerb" fallen. Die können einen ganzen Abend drüber sprechen, haben unterschiedliche Meinungen und sind hoch engagiert – für Außenstehende ist das kalter Kaffee.

Ich will's trotzdem wissen: Wie funktioniert so ein Wettbewerb?

Anhammer: Das Interessante ist, was vor dem Wettbewerb passiert. Was wir wollen, ist ein starker öffentlicher Auftraggeber. Einer, der sich vorher überlegt, was er will, und sich mit seinem Projekt auseinandersetzt. Nehmen wir als praktisches Beispiel den Kindergarten her. Da muss man sich die Frage stellen: Welches pädagogische Konzept will ich, wie agieren die Menschen dort miteinander? Gibt's da Ganztags- oder Halbtagsbetreuung? Wie sieht es im Sommer aus oder im Winter? Der Auftraggeber muss wissen, was er mit dem Gebäude tun will. Dann sollte das alles in ein Briefing hinein.

Aber es gibt doch sicher solche Briefings ...

Anhammer: In den letzten Jahren sind die juristischen und technischen Rahmenbedingungen immer mehr geworden. Da hat man 400 Seiten, auf denen steht, wie der Prozess technisch-rechtlich abgewickelt wird. Und auf zwei Seiten steht dann, wie dieser Kindergarten oder was auch immer inhaltlich funktionieren soll. Dann kommen wir Architekten und müssen damit was machen. Die kommen mit der angezogenen Handbremse und treten noch auf die Bremse und sagen: Gebt uns etwas, das kostengünstig und innovativ ist, etwas, das energieeffizient ist und den Baumbestand nicht antastet, etwas, das ein neues pädagogisches Konzept beinhaltet, und lasst euch was Gescheites einfallen. Dann gibt es 100 Antworten, weil die Fragestellung relativ unpräzise war, die Vorgaben einander widersprochen haben. So kann's nicht funktionieren.

Wie denn?

Anhammer: Wir Architekten erwarten uns ein starkes Gegenüber, ein Statement. Entweder setzen sich drei Verantwortliche zusammen und einigen sich auf ein pädagogisches Konzept. Oder sie konsultieren uns als Experten, und wir diskutieren das gemeinsam. Das würden wir als IG Architektur uns wünschen. Diese Gespräche führen dann vielleicht zu einer Idee. Die ist womöglich noch sehr unpräzise in der Ausgestaltung, aber schon sehr präzise im Willen, etwas Interessantes zu machen. Das erleben wir in Österreich extrem selten.

Woran machen Sie derlei Fehlentscheidungen fest?

Anhammer: Dieses Kindergartenprojekt ist paradigmatisch. 100 Büros, jedes hat einen Einsatz von sagen wir 10.000 Euro geleistet, um an diesem Wettbewerb mitzumachen. Der Deal ist: Einer ist der Beste. Dann gibt es ein Foul von der anderen Seite, die sagt, keiner von den 100 hat unsere unpräzisen Erwartungen erfüllt.

Den Steuerzahler hat das Ganze aber bis zu diesem Zeitpunkt nichts gekostet?

Finkentey: Eine Jurysitzung kostet auch Geld. Aber das ganze System ist absurd: 100 reichen ein, einer kriegt's.

Oder auch nicht.

Finkentey: Wenn's dann keinen Gewinner gibt, dann wird der Wahnsinn noch absurder. Der erste Fehler der Jury war, sich für keinen Gewinner zu entscheiden. Aber die Jury hat auch entschieden, mit dem Zweit- und Drittplatzierten zu sprechen. Die Stadt Wien hat dann gesagt: Nein, mit denen sprechen wir nicht.

Sind denn offene Wettbewerbe prinzipiell schlecht?

Finkentey: Auf der einen Seite sind offene Wettbewerbe gut, weil jeder daran teilnehmen kann, auch junge Büros. Für geladene Wettbewerbe muss man normalerweise einen Namen haben. Andere finden das nicht gut und sagen: Beim offenen Wettbewerb wird unsere kreative Leistung nicht bezahlt. Warum 10.000 Euro investieren, ohne eine Abfindung zu bekommen?

Beim geladenen Wettbewerb gibt's Geld?

Finkentey: Ja, irgendeine Form von Leistung. Bei einem Kindergarten mit 2,5 Millionen Euro Baukosten könnte ich mir einen geladenen Wettbewerb vorstellen. Da fand ein offener Wettbewerb statt. Beim Hauptbahnhof, wo es um hunderte Millionen Euro geht, gab's keinen offenen Wettbewerb. Da gibt es ein kompliziertes System mit Vorentscheidungen, wie die Raumordnung auszusehen hat. Und derjenige, der das gemacht hat, hat dann auch den Wettbewerb gewonnen. Da fragt man sich doch, warum in Wien bei so vielen großen Bauvorhaben immer dieselben Namen vorkommen. Das ist doch eigenartig.

Wieso ist das so?

Anhammer: Für öffentliche Auftraggeber geht's um Risikominimierung. Für uns als Allgemeinheit kommt aber immer das kleinste gemeinsame Vielfache raus. Mir fehlt das Innovationspotenzial. Die beste Idee muss gewinnen.

Wie verläuft so ein Prozess, der „gute" Architektur ermöglicht?

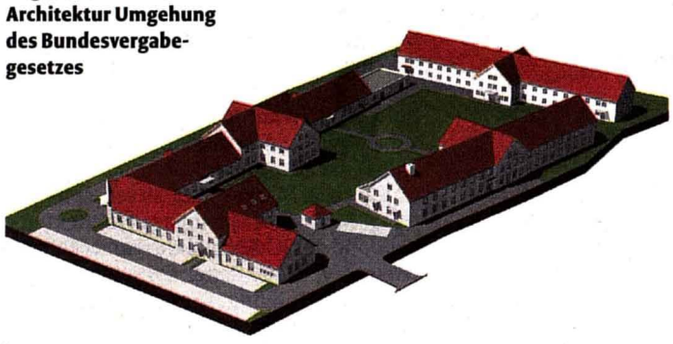
Anhammer: Gute Architektur entsteht nur dann, wenn es gute Auftraggeber gibt.

So wird der Kindergarten nach dem zweiten Wettbewerb. Gewinner hier: Martin Kohlbauer

Bebauung der Steinhofgründe: Musterbeispiel für städtebauliche Unsensibilität

Steinhof: nachlässiger Umgang mit öffentlichem Gut und fehlende Verfahrenstransparenz

Asylzentrum Eberau: Abgesehen von der Architektur Umgehung des Bundesvergabegesetzes



FOTOS: CARLA BOBADILLA, PID (2), BMI, DIEPRESSE.AT

Finkentey: Wenn der Auftraggeber einen politischen Willen hat, wenn der sich was traut ...

Anhammer: ... getrauen und vertrauen! Du kannst in so einen Prozess nicht reingehen und wissen, was rauskommt. Du kannst mit einer starken Idee kommen, dann entsteht was Gemeinsames, was sich beide Seiten nicht vorgestellt haben. So ist Architektur. Mit Krisen. Die Stadt Wien wünscht sich etwas, was das Beste ist, will aber gleichzeitig die Sicherheit haben, dass nur das Beste herauskommt mit den Leuten, die man schon kennt. In wichtigen Fragestellungen wie bei den Steinhofgründen musst du einen Dialog machen. Es wird auch nicht besser, wenn der Bürgermeister persönlich nachher sagt: „Nein, da bauen wir nicht."

So ein Dialog ist halt sehr mühsam.

Anhammer: Aber dafür nachhaltig.

Finkentey: Man muss aber auch sagen: Wien ist nicht Ouagadougou. Es ist nicht alles schlecht hier.

Wenn Sie schon Ouagadougou ins Spiel bringen, nennen Sie doch mal ein positives Beispiel.

Anhammer: Viele Ergebnisse funktionieren gut, bei den Prozessen dahinter muss man trotzdem manchmal die Augen zuhalten. Viele haben Angst, dass das, was davor passiert, öffentlich wird. Darum fordern wir, dass Jurysitzungen öffentlich sein müssen. Es geht darum, dieses feudale System in einen modernen Prozess zu transferieren.

Noch so ein Thema der öffentlichen Hand ist die Sanierung von Schulgebäuden. Kann man da nicht mehr machen als Wärmedämmung?

Finkentey: Wir freuen uns natürlich, wenn's schön warm ist und die Decke im Turnsaal nicht runterfällt. Das muss man auch machen. Doch bei einer Summe von 500 Millionen Euro, die da in Wien in sieben Jahren ausgegeben wird, kann man sich doch vorstellen, ob nicht zumindest nachgefragt wird, ob man mit dem Geld neben der thermischen Sanierung gleichzeitig noch was anderes machen kann.

Anhammer: Man muss sich die Frage stellen, wie solche Gemeinschaftsflächen in Schulen funktionieren. Wir wissen alle, wie wichtig die Pausenflächen sind, wie die Gänge genutzt werden. Vielleicht hätte man die 500 Millionen so einsetzen können, dass die Schulen gleichzeitig etwas bekommen, das den Gründerzeitgedanken mit Klassen mit Frontalunterricht in kleinen Bereichen modifiziert und aufbricht. Es geht um den Mehrwert, eine inhaltliche Veränderung. Aber es gab keine Zeit, keine Kapazität, keinen Auftrag.

Glauben Sie, dass der Gewinner seinen Planlos-Award persönlich abholt?

Finkentey: Wir haben alle Nominierten eingeladen. Alle drei können dazu Stellung nehmen. Ich glaube nicht, dass sie das tun werden.

Anhammer: Für jeden gibt es eine Laudatio.

Laudatio? Klingt das nicht ein bisschen sehr positiv?

Anhammer: Stimmt. Danke für den Einwurf. Wir werden uns noch ein anderes Wort überlegen.

PLANLOS 2011.AT

10 Jahre IG Architektur

Der Anti-Preis „Planlos 2011", den die IG Architektur anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens ausgelobt hat, weist mit Augenzwinkern auf Missstände hin. Aus fast 50 Nominierten hat eine Jury drei Finalisten ermittelt, der Sieger wird bei der Jubiläumsparty gekürt

Unter dem Motto „Zehne zeigen" lädt man am Donnerstag, 10.11., ins Gartenbaukino zur Geburtstagsparty. Beginn: 19.30 Uhr

Infos:
www.ig-architektur.at
www.planlos2011.at